

ersch. täglich, mit Ausnahme
der Tage nach Sonn- u. Feiertagen.

Pränumerationspreis:

In loco:
Ganzjährig . . . 10 fl. — fr.
Halbjährig . . . 5 " — "
Vierteljährig . . . 2 " 50 "

Mit Postverendung:

Im Inland:
Ganzjährig . . . 7 fl. — fr.
Halbjährig . . . 3 " 50 "

Im Ausland:
Ganzjährig . . . 9 fl. — fr.
Halbjährig . . . 4 " 50 "

Für die Redaction verantwortlich:
Adolf Reissenberger.

Manuskripte werden nicht zurück-
geschickt; unfrankirte Briefe nicht an-
genommen.

Hermannstädter Zeitung vereinigt mit dem Siebenbürger Boten.

Insertate
werden in der Administration
dieses Blattes (Bürgergasse 9)
angenommen;
ferner bei den Annoncen-Expediti-
onen: in Budapest: Haasen-
stein & Vogler, A. V. Gold-
berger, in Wien: A. Oppell,
Haasenstein & Vogler, Rudolf
Mosse, M. Dukas, H. Schallek,
J. Danneberg; in Berlin,
Hamburg, Paris: Haasenstein
& Vogler; in Frankfurt a/M.:
Haasenstein & Vogler, G. L.
Daube & Co.

Insertionspreis:
Der Raum einer einseitigen
Garonnabseite kostet beim ein-
maligen Einrücken 7 kr., das
zweite Mal 6 kr., das dritte Mal
5 kr. 8. B., ercl. der Stempel-
gebühr à 30 kr.

Official-Abonnements-Bureaus: In Medias bei J. Hedrich's Erben, Buchhandlung; in Mülhbach bei Herrn Josef Wagner, Kaufmann; in Klausenburg bei Herrn Johann Steln, Buchhändler; in Blak bei Herrn M. Haupt, Buchhändler; in Kronstadt bei Herrn Heinrich Zeldner, Buchhändler; in Ioco, Unterstadt bei Herrn Ludwig Karovsky, Kaufmann, Schmieggasse Nr. 17, woselbst die Abonnements-Beträge franco erbeten werden.

N^o. 38.

Hermannstadt, Freitag den 15. Februar 1895.

111. Jahrgang.

Die Erneuerung der Dreibundverträge.

Das „Berliner Tagblatt“ erhält von besonderer Seite die nachstehenden interessanten Mittheilungen:

Aus drei verschiedenen Lagern läßt man seit Kurzem wieder einmal journalistische Versuchsbälle nach der „Frage“ der „Erneuerung“ der Dreibundverträge aufsteigen. In dem Lager Nummer 1 befinden sich diejenigen, die aus habituellem Sensationshascherer und in steter Jagd nach „picanten“ Neuigkeiten handeln; sie sind die verhältnismäßig harmlosesten und können jeweilig mindestens für einige Zeit zur Ruhe gebracht werden. Erstere sind die aus dem zweiten Lager zu nehmen, die mit Berechnung aus imaginären „vorzüglichen diplomatischen Quellen“ selbstkonstruirte „positive Meldungen“ zu dem Zwecke veröffentlichen, um Wichtigstellungen hervorzuheben und auf diese Weise die Wahrheit über Das zu erfahren, was sie nicht wissen, aber gern wissen möchten. Am meisten jedoch fällt Lager Nummer 3 in's Gewicht. Zu diesem gehören die professionellen politischen Sankterer, die Intriganten, die, sei es, daß sie in einem bestimmten Solde stehen, sei es, daß sie einen Zubehörslohn erst ergattern wollen, nicht müde werden, Verdächtigungen auszuführen und womöglich Mißverständnisse und Verwirrungen heraufzubekommen. In einem dieser drei Lager ist auch unzweifelhaft der Ursprung folgender Meldung der „Daily News“ zu suchen:

Nach einem Wiener Telegramm der „Daily News“ handle es sich in diesem Jahre nicht darum, die Triple-Alliance, einen Vertrag, der in gewissem Sinne permanent sei, zu erneuern, sondern die im Laufe der Jahre entstandenen Protocolle, die sich auf die Stärkeverhältnisse der Armeen beziehen, zu revidiren.

Indem man diese drei Lager kennzeichnet, hat man auch schon die aus ihnen flammenden Nachrichten nach deren wahren Werth bezeichnet. Zum Ueberflusß sei aber hier noch besonders betont, daß alle die seit einiger Zeit in einem Theile der Presse verbreiteten Angaben und Erörterungen über eine angeblich bevorstehende Erneuerung der Dreibundverträge mit Allem, was d'rum und d'r'an hängt, auch mit allen Arabesken, die man um die Sache schlingt, und mit sämtlichen Schlussfolgerungen und weit ausgreifenden Conjecturen, die man daran knüpft — durchweg auf willkürlichen, phantastischen oder auch tendenziösen Erfindungen beruhen. Es steht keine Erneuerung der Dreibundverträge in Frage, aus dem sehr einfachen Grunde, weil es einer solchen nicht bedarf. Die leitenden Stellen der verbündeten Mächte denken nicht daran, mit einer solchen Angelegenheit sich zu befassen, weil dazu schlechterdings kein Anlaß vorhanden ist. Alle gegenwärtigen Behauptungen sind müßiges Gerede. Der Dreibund ist in Kraft und wird in Kraft bleiben. Wenn Combinationen auftauchen, daß namentlich, wo die Beziehungen Rußlands zu den Dreibundmächten sich in höchst erfreulicher Weise recht günstig gehalten haben, und der Abwärtsgedanke in Frankreich annehmend nicht mehr so turbulent zu Tage trete und nicht mehr in solchem Maße dominire, wie ehemals, der Dreibund eigentlich überflüssig und gegenstandslos geworden sei, — wenn solche Combinationen da und dort laut werden, so liegt es auf der Hand, daß dieselben einer Verleumdung, wenn nicht einer absichtlichen Entstellung der Sachlage entspringen. Es wird hier gleichsam Ursache und Wirkung verwechselt. Gerade der Bestand des Dreibundes und die Erkenntniß seines rein defensiven Charakters haben die glückliche Wirkung gehabt, daß wir uns der heutigen gefährlichen Friedenslage in Europa erfreuen. Wie es ohne den Dreibund geworden wäre, darauf einzugehen, kann nicht der Zweck dieser Zeilen sein. Jedenfalls hat der Dreibund nicht bloß die Ruhe des Welttheils bewahrt, sondern auch, wie die Thatfachen lehren, die günstige Gestaltung der Beziehungen seiner Mitglieder zu den anderen Großmächten nicht gehindert. Schon bei seiner Gründung und seither bei jeder Gelegenheit manifestirten die Dreibundmächte es in aller Form, mit Jedem gut Freund sein zu wollen und dieses Streben ist gelungen. Warum sollte auf den

Fortbestand des Dreibundes verzichtet oder auch nur weniger Gewicht gelegt werden, als früher? Das glänzende Bewährte wird doch kein Vernünftiger weg. So wird denn an dem Bestehenden unverändert festgehalten und seine Dauer ist demnach jedem Zweifel entrückt, daß eine „Erneuerung“ der bezüglichen Verträge für lange, sehr lange Zeit nicht in Frage zu kommen braucht.

Politische Uebersicht.

Hermannstadt, 14. Februar.

Der Bischof von Bessprim Baron Dr. Karl Hornig hat anläßlich der herrannahenden Fasten einen Hirtenbrief erlassen, der sich wohl im Großen und Ganzen mit den religiösen Pflichten der Katholiken befaßt, in einzelnen Theilen aber auch die actualen politischen Fragen berührt. So sagt Bischof Hornig unter Anderem, daß man, wenn man für die Kirche kämpft, damit ihre Söhne ihre Religion frei, ungeschmälert üben können, nicht nur für den Altar, sondern auch für das Vaterland kämpfen, dessen Heil mit der Religion unlösbar verbunden ist. Hieraus folgt aber auch, daß es Feindesmanns christliche und patriotische Pflicht ist, in dessen Herzen wahres katholisches Gefühl wohnt, diesen Kampf zu unterstützen. — Im weiteren Verlaufe des Hirtenbriefes vermahnt sich dessen Verfasser gegen die Unterscheidung, das private und das öffentliche Leben seien von einander verschieden. „Es ist unrichtig“, heißt es weiter, „wenn man sagt, zu Hause, im Kreise seiner Familie kannst Du wohl ein Katholik sein; sobald Du aber das öffentliche Leben betriffst, darfst Du in Deinen Handlungen dies nicht verrathen. Diese Unterscheidung ist unrichtig und irrig, ja, wenn ich mich eines stärkeren Ausdruckes bedienen wollte, könnte ich noch hinzufügen, verlogen und nur dazu erfunden, die Katholiken irrezuführen, was nicht schwer ist, zu beweisen.“

Die angekündigte Bewegung gegen die Umsturzbillie in Deutschland hat mit einer Erklärung begonnen, welche mehrere Berliner Hochschulprofessoren, darunter Ab. Wagner, Kerker, Förster und Bist, ferner mehrere Pfarrer und andere Persönlichkeiten veröffentlicht haben. Es gelangt darin die Besorgniß zum Ausdruck, daß die Billie nicht nur verwerfliche politische Ausschreitungen, sondern auch die freie Kritik des öffentlichen Lebens treffen und dadurch notwendig eine bedauerliche Hemmung des socialen Fortschrittes herbeiführen werde. Die Erklärung spricht überdies die Befürchtung aus, daß die Billie die Ausschreitungen, gegen die sie sich richtet, eher fördern, als hindern werde. Bemerkenswerth ist hiezu jedenfalls, daß der socialdemokratische Abgeordnete Lepine im Reichstage erklärte, die Umsturzbillie und das Polizeiregiment fördern nur die Bestrebungen der Socialdemokratie.

Zu den Projecten, welche der Papst beabsichtigt die Förderung der katholisch-orientalischen Kirchen in's Auge faßt, gehört — wie man der „Pol. Corr.“ aus Rom meldet — außer der angekündigten Errichtung eines großen griechischen Collegiums in Konstantinopel für die Heranbildung von Priestern des griechischen und melchitischen Ritus, auch der Bau einer großen katholisch-orientalischen Kathedrale in der türkischen Hauptstadt.

„Daily Chronicle“ meldet aus Rom, der Papst habe das Anerbieten des Sultans, die Vermittlerrolle in der Armenierfrage zu übernehmen, abgelehnt und dem Sultan empfohlen, in den Provinzen, wo die Christen zahlreich seien, christliche Gouverneure zu ernennen. Der Sultan soll diesen Rathschlag übel aufgenommen haben.

Die Ansprache des Czaren an die Gratulations-Deputationen, worin Nicolaus II. die autonomistischen Bestrebungen der Semstwo als „absurde Träume“ bezeichnet und worin er weiters erklärt, daß er die Selbstherrlichkeit aufrecht zu halten entschlossen sei, hat neuerdings die Regiertheit der revolutionären Elemente in Rußland entseht. Daraus deuten zahlreiche Beschäftigungen in Odessa, Kiew, Charkow und Orel hin, von wo Drohbriefe an den Czaren und dessen Familie gerichtet worden sind. Dem jugendlichen

Monarchen, der durch das Beharren auf der Einführung des allgemeinen obligatorischen Schulunterrichtes bewies, daß er seine Herrschaftsaufgabe am richtigen Ende anfaßt, scheint ebensowenig eine ruhige Regierungszeit beschieden zu sein, wie dem verstorbenen Czaren Alexander III.

Nachtrag

zur Reichstags-Wählerversammlung vom 10. d. Mts.

Mädchenschuldirector Albert Dell sagte: Gewöhnlich sei es Brauch, daß vorerst nur die Führer der Parteien sich in eine Discussion einließen und dann je nach Stimmung und Anschauung ihr „Ja“ oder „Nein“ abgeben. Dieser Brauch sei alt, aber nicht ganz gerechtfertigt. Wichtig sei es vielmehr für die Klärung der Sachlage, daß Einer und Mehrere auch aus der Masse das Wort ergreifen und ihren Anschauungen Ausdruck verleihen. Er halte sich für einen aus dieser Masse, doch aus jenem Kreise des denkenden und fühlenden Publicums, welchem wohl kein Einbild in die Details der Politik gestattet sei, der aber gleichwohl die Wandlungen derselben mit Interesse verfolge, sich Urtheile bilde und bei Wählerversammlungen sein Endurtheil ausspreche. Er sei im Kampfe der Meinungen den Führern gegenüber gestanden, welche bisher die Geschichte uneres Volkes gelenkt, und stehe ablehnend gegenüber auch den jungen Führern, welche jetzt meinen, daß sie uns zum Heile leiteten. Ja sogar durch 18 Jahre hindurch sei er ein Gegner der Politik gewesen, welche beständig und unbewendend Kampf gegen das herrschende System, wie gegen die dominirte Klasse gepredigt. . . . Deshalb habe er sich unendlich gefreut über die Gegenwart, welche vor einigen Jahren in unserer Politik erfolgt. Als practischem Manne hätten ihm die Vortheile sofort in die Augen springen müssen, welche uns daraus, besonders in gewissen Fragen, erwachsen. Kampfmüde und todesstund gegenüber einer Zeit Ruhe und Erholung bedurft. Ohne diese hätten wir dem Ansturm namentlich auf dem Gebiete der Schule viel weniger zu trogen vermocht, als dies gegenwärtig der Fall. Deshalb ersuche er vor dem Beginnen der sogenannten „Jungen“, welches in seinen letzten Folgen dahin führen müsse, daß wir allen Ruf und alles Ansehen verlorren.

Was sei aber nun geschehen, daß von Neuem eine solche Kampfesstellung rechtfertigt? Banffy, einstens ein ausgesprochener Gegner unerer nationalen Eigenart, habe das Ruder der Regierung in die Hände bekommen. Die Erinnerung an seine Vergangenheit habe im sächsischen Volke Erbitterung hervorgerufen. Dieser Stimmung hätten nun unsere Abgeordneten Rechnung getragen und sofort, nachdem der gewesene Minister Obergepän unseigen Angebens die Jügel der Macht ergriffen, demselben die Heeresfolge verlagren müssen — so argumentirten die „Jungen“. Was aber dann geschehen wäre, das wisse er nicht, so weit reiche sein politischer Verstand nicht. Deshalb halte er die Aufstellung dieser Frage formell und materiell für unnöthig, jetzt nach 3 Wochen viel weniger, weil in der seitherigen Gestaltung der Dinge eine gewisse Sicherheit gegeben sei, daß mehr durch Banffy, als sonst das sächsische Volk nicht geschädigt werden könne. Die Abgeordneten könnten seiner Ueberzeugung nach nicht Alles öffentlich sagen, was im innersten Grunde für ihre Haltung maßgebend gewesen. . . . Als Redner früher einmal den Wunsch geäußert, unsere Vertreter sollten nicht in die Regierungspartei eintreten, sondern zur Seite stehen bleiben und sich theuer geben, sei er nicht durchgedungen, denn von hervorragender Seite sei ihm entgegen worden: was man thue, müsse man ganz thun. Er habe das volle Vertrauen auf die Männer, die die Fäden weben, jede Entwicklung kennen und von welchen er überzeugt sei, daß sie das Beste erzielen wollten, was für uns erreichbar sei.

In sächsischen Fragen lägen die Verhältnisse einfach, da vertheile er vielleicht mehr, als der tiefste Politiker, aber das Gebiet der hohen Politik sei ein so umfangreiches und vielverzweigtes, daß man darauf nur mit der größten Vorsicht neue Bahnen einschlagen dürfe. Von einem der „Jungen“

Feuilleton.

Ein Familiengeheimniß.

Von Adolf Streckfuß.

(4. Fortsetzung.)

„Verzeih' mir, Leopold, daß ich Dich in den Geschäftsstunden störe,“ sagte der Oberst, dem Justizrath freundschaftlich die Hand reichend, „ich konnte aber wahrhaftig nicht anders. Eben habe ich die Post gelesen und darin ein Inserat gefunden —“

„Bemühe Dich nicht weiter, Emil, ich kenne das Inserat, weiß, wer inserirt hat und habe bereits eine Adresse hingefendet.“

Das gutmüthige Gesicht des Obersten nahm den Ausdruck des höchsten Staunens an. „Der Teufel soll Dich verhexen, Leopold!“ rief er. „Wer hat es denn inserirt?“

„Dein Bruder Theodor!“

„Das sieht ihm ähnlich, dem Schuft! Er hat also den an mich gerichteten Brief gefunden, erbrochen und gelesen! Jetzt wird mir das Inserat klar. Er muß ein böses Gewissen haben, der Herr Theodor Excellenz, sonst würde er nicht gleich in seinem Inserat reiche Belohnung versprechen. Aber Du sagtest, Du hättest eine Adresse eingefendet. Wie soll ich das verstehen?“

„Wörtlich. Ich habe eine Adresse, bezeichnet S. 117, nach der Volkischen Zeitungsexpeditio gefendet. Theodor hat sie jetzt schon im Besitz. Die Abschrift habe ich mir zurückerhalten, sie lautet: Wenn der Finder des Briefes bereit ist, dem Verlekker für die Aufschlüsse ein Capital von 10 000 Thalern zu zahlen, möge er sich morgen, Freitag Abend 7 1/2 Uhr, am Goldschmied einfinden und auf der ersten Bank von der Chauffée aus gerechnet, den Verlekker erwarten!“

„Das wird ja immer bunter. 10 000 Thaler! Wahrhaftig eine hübsche Summe. Was in aller Welt soll dies bedeuten?“

„Ich will wissen, ob der Finder des Briefes, also Theodor, an dem Inhalt ein so hohes Interesse hat, daß er für die in dem Brief angebotenen Aufschlüsse ein so hohes Capital zu opfern bereit ist. Ist dies der Fall, dann haben wir es nicht mit einem Gauner, sondern mit einem Manne zu thun, der mehr von Theodor weiß, als diesem lieb ist. Vielleicht enthält sich dann endlich das Geheimniß unerer Familie, wenn es uns gelingt, den Briefschreiber ausfindig zu machen.“

„Du kannst Recht haben, Leopold! Wie aber hast Du es möglich gemacht, jetzt schon zu wissen, daß Theodor das Inserat in die Post geschickt hat?“

„Wiebe hat es ausgehändigt.“ — Der Justizrath erzählte die List, durch welche Wiebe seinen Zweck erreicht hatte.

„Solch' ein Schlauberger!“ rief der Oberst herzlich lachend.

„Wiebe ist ein Mensch von Geist und Herz,“ entgegnete der Justizrath ernst. „Er hat mir schon große Dienste geleistet, und ich bin überzeugt, er wird mir und vor Allem Dir und Eugen noch größere leisten.“

„Mir und Eugen?“ fragte der Oberst verwundert. „Was hast Du vor?“

„Ich habe vor, wenn Du es genehmigst, und ich hoffe, Du wirst es thun, Wiebe in alle unsere Familienverhältnisse auf das Genaueste einzuweisen. Gibt es irgend einen Menschen in der Welt, der durch seinen Scharfsinn uns helfen kann, das traurige Geheimniß, welches auf dem Schicksal des armen Eugen ruht, aufzulären, dann ist er es. Ihm wird es vielleicht auch gelingen, den Schreiber des verlorenen Briefes ausfindig zu machen und uns Aufschluß darüber zu verschaffen, was bersele mit seiner Behauptung, Theodor habe widerrechtlich das Uten'sche Erbe an sich gerissen, meint.“

Der Oberst schüttelte bedenklich den Kopf. — „Leopold Du bist viel klüger, als ich,“ sagte er ernst, „aber es scheint mir, Du, der sonst so vorsichtige Jurist, bist in diesem Fall fast zu leichtsinnig vertrauend. Unmöglich können wir unsere intimsten Familienverhältnisse einem ganz fremden Menschen mittheilen.“

„Er ist mir kein Fremder,“ erwiderte der Justizrath. „Seit achtzehn Jahren ist er mir mehr, als ein Diener, ein treuer, stets zuverlässiger Freund. Höre, wie ich zu ihm gekommen bin. Wiebe war früher in F. bei der Polizei angestellt; bei dieser war er ganz in seinem Berufe, er ist ein geborenes Polizeigenie. Mit unvergleichlichem Scharfsinn verfolge er die Spuren des Verbrechens, mit meisterhafter Geschicklichkeit verstand er es, sich durch einfache Bekleidungen völlig unkenntlich zu machen. Seine Kühnheit kam seinem Geschick gleich. Er wagte sich verkleidet in die Höhlen des Valters; der kleine, unscheinbare Mann, der damals gerade so ausah, wie heute, war der Schrecken der Diebe, die vor ihm sich nirgends sicher fühlten. Da forderte ihn ein einflußreicher Vorgesetzter auf, künftig politische Polizeidienste zu leisten. Auf seine entschiedene Weigerung, bestimmte Dienstleistungen, die ihm übertragen werden sollten, auszuführen, erhielt er seinen Abschied ohne Pension. Wiebe war brotlos. Er besaß kein Vermögen, denn niemals hatte er sein Amt zu seinem Vortheil mißbraucht, um sich persönliche Vortheile zu verschaffen. Mit seiner Familie, einer Frau und zwei Kindern, war er dem äußersten Mangel preisgegeben. Nach seiner Entlassung fristete Wiebe durch arbeitsame Schreibereien, durch kleine Novellen und Erzählungen, die er an Pfenningblätter verkaufte, auf eine kümmerliche Weise sein Leben. Oft mußte die ganze Familie hungrig zu Bett gehen, weil das klägliche Honorar nicht genügte, sie zu sättigen. Damals hörte ich zufällig von ihm. Ein mir bekannter Polizeirath erzählte mir von seinem traurigen Schicksal. Ich erkundigte mich näher nach ihm und hörte nur Gutes. Da suchte ich ihn in seiner Dachkammer auf und holte ihn zu mir in mein Bureau. Einen größeren Glückgriff habe ich nie gethan, denn seit jener Zeit ist die Seele meines Geschäfts. Er hat mir oft mit wunderbarem Scharfsinn die Beweise für die Unschuld der Angeklagten verschafft. Mit rastlosem Eifer hat er mir in den achtzehn Jahren gedient, mit immer gleicher Treue, mit immer gleich unerschütterlicher Muthigkeit. Er hat sich seit dieser Zeit einen Namen als Schriftsteller gemacht, jetzt könnte er von dem recht bedeutenden Honorare gut leben; aber er weiß, wie nöthig ich seine Dienste gebrauche und deshalb bleibt er bei mir. Es gibt nichts, was ich nicht seiner Verschwiegenheit anvertrauen möchte! Was meinst Du, Emil? Ich

Dr. Hans Wolf, sei eine glänzend und begeistert geschriebene Broschüre erschienen, welche zur Wiedererfassung des politischen Kampfes aufzufordere. Was aber daraus werden solle, welche Hoffnungen wir daran knüpfen dürften, das sei darin nicht gesagt, und das vermöge die Jugend auch nicht vollkommen zu übersehen. Solche Fragen seien von unendlicher Tragweite, alle möglichen Weltverhältnisse spielen dabei hinein und träten hindern und fördernd für ihre Lösung auf den Plan. Auch unsere gereiftesten Männer, wie Wolf, Arz, Schreiber, Melzl und andere hätten viele Erörterungen durchgemacht Es sei eine festgestellte Thatsache, daß die Jugend große Ideen habe, daß ihr aber die Erfahrung fehle, daß jeder noch so anspruchsvolle Mensch später ruhiger werde Deshalb sei der ältere Mann jedoch kein Feindling: seine Ideale seien nicht geschwunden, seine erweiterte Kenntniß habe sie bloß eingeschränkt Er luche Wege, die wirklich zum Ziele führten. Diese Wege haben auch die Abgeordneten eingeschlagen. Wie schwer es ihnen geworden, das habe Doctor von Melzl nicht unerwähnt gelassen. Er habe auch gesagt, daß er gegebenen Falls sich nicht scheuen werde auszutreten — aber jetzt sei die Zeit noch nicht dazu gekommen. Redner sei fest überzeugt, daß die jungen Herren ihr Aufstreben gut gemeint — die alten aber könnten ihnen auf dieser Bahn nicht folgen. Er wünsche, ihr Werk möge ein gesegnetes sein, denn ihre Thätigkeit könne eminente Vorteile für die Entwicklung unseres Lebens in sich bergen. Möge die Jugend die Flamme der Begeisterung für unser Volkthum anfangen und wach erhalten — allein in solch' ernsten politischen Fragen wollen wir dennoch unseren angehenden und erprobten Führern folgen, wenn auch mit schwerem Herzen. Deshalb wäre es ein großer Schaden für uns, den Antrag Wolf nicht anzunehmen, und trete Redner entschieden für denselben ein.

Aus dem Reichstage.

Budapest, 12. Februar.

Die Verhandlung des Budgets des Finanzministeriums im Abgeordnetenhause, welches Referent Lang mit einer fachlich gehaltenen Rede beleuchtete, nahm heute ihren Anfang mit mehreren Fragen, welche Josef Molnar im Namen der Unabhängigkeits- und Achtundvierziger-Partei an den neuen Finanzminister richtete; er reichte auch einen Beschlusseantrag gegen die Pensionen der Minister, Staatssecretäre und Obergeheime ein.

Minister Lukacs antwortete sofort und bereitete auch sofort allen seinen Freunden, das ist dem gesammten Hause, eine angenehme Ueberbachtung. Er war nämlich im ganzen Hause vernehmbar, während er doch gefürchtet hatte, daß er wegen seiner schwachen Stimmkraft die Aufmerksamkeit des Hauses nicht gewöhnen sei werde. Freilich trug das aufmerksame Haus auch dazu bei, daß der neue Minister sich gut verständlich machen konnte.

Es sprach Johann Ugron, welcher Näheres über das Spiritus-Verkaufsmonopol wissen wollte, Thaly, der in Sachen unserer Edelmetallproduction das Wort ergriff und die Stempelsteuer für die österreichischen Blätter — schon aus Reciprocitätsgründen — in Vorschlag brachte und Ludwig Bornemisa, der sich, wie gewöhnlich, sehr warm für das arme Volk einsetzte und das Project des Spiritusmonopols vom Gesichtspunkte der obrerungarischen Factoffelproduction besprach, schließlich aber einen förmlichen Antrag auf die Einführung gleicher Salzpreise in allen Theilen des Landes eintrachte, welcher Antrag in Madarasz einen ebenso warmen, als lauthatigen Fürsprecher fand.

Nun sand es auch Thomas Böchy für seine Pflicht, seine Ansichten über verschiedene in der Debatte aufgetauchte Fragen mitzutheilen. Am interessantesten war seine Aeußerung über die Ministerpensionen, wobei er hinzufügte, daß er objectiv sprechen könne, da er selbst keinerlei Pension beziehe, obgleich er so und so lange Minister u. s. w. gewesen. Der Ex-Minister und Ex-Rammerpräsident des Hauses erklärte sich dagegen, daß frühere Beamte, welche später einige Wochen Minister gewesen, Ministerpensionen beziehen; auch sei es nicht demokratisch, daß die Ministerpensionen so hoch seien. 4000 fl. müßten das Maximum der Pension sein. Redner entwickelte auch seine Ansichten über die Valutaregulirung und über die landwirthschaftlichen Brennereten, um schließlich den Salzvertrag Bornemisa's zu unterstützen.

Nachdem noch Ugron sich schon in vorhinein im Namen seiner Principiengenossen gegen jedes Spiritusmonopol erklärt und dann eine geraume Weile lang über Valutaregulirung und Bankfragen gewettert, was einen Theil der äußersten Vinken in Ekstase zu bringen schien, wurde die Verhandlung nach 2 Uhr abgebrochen und die Fortsetzung derselben auf Donnerstag verlagt, weil das Cabinet morgen im Magnatenhause in Anspruch genommen ist.

Die Furcht vor dem Lebendigbegrabenwerden.

Ein Budapster Blatt theilt unter der Spitzmarke „Durch's Herz gestochen“ folgenden Fall mit:

„Unsere vorzüglichste Prima-Ballerine Frau Katicza Müller ist in Trauer verkehrt. Am 26. Januar Mittags ist ihr Gatte, der Postparcassen-Verwalter Johann Dreher, nach langem, schwerem Leiden an Reihkopf-Schwindsucht gestorben. Der Verstorbene war 38 Jahre alt und

dachte, auch Du könntest ihm ruhig vertrauen, da ich die Bürgschaft für ihn übernehme. Soll ich ihn rufen lassen?“

„Der Teufel hole die Juristen, sie wenden unsersichem wahrhaftig das Herz im Leibe um!“ rief der Oberst halb ärgerlich, halb lachend. „Daß ihn rufen, meinestwegen; wenn uns aber der Wiebe dumme Streiche spielt, trage nicht ich die Schuld. Das merke Dir.“

„Darauf will ich's ankommen lassen,“ entgegnete der Justizrath sehr vergnügt; er zog die Stode und sagte dem Schreiber, welcher nach seinen Befehlen fragte: „Ich lasse Herrn Wiebe bitten, zu mir zu kommen. Meine Wirthschafterin lasse ich ersuchen, mir sogleich zwei Flaschen Rheinwein mit drei Gläsern zu schicken. In der nächsten Stunde bin ich für Niemand zu sprechen, wer es auch sein möge, und was er auch wollen möge.“

(Fortsetzung folgt.)

Militär-Dilettanten-Wohltätigkeits-Vorstellung im „Hotel Hungaria“.

Karlburg, 6. Februar.

Unsere Stadtchronik hat diesmal ein Ereigniß, das bis nun einzig in seiner Art dasteht, zu verzeichnen und wird demselben gewiß auch ein Separatblatt widmen in Form und Dauerhaftigkeit, wie es bisher noch nie vorkam.

Die am 2. Februar stattgehabte Officiers-Dilettanten-Theatervorstellung zu Gunsten des auf der „Hohen Rinne“ zu erbauenden Militärcasos wird noch lange, lange ein angenehmes Thema für alle gebildeten Kreise unserer Stadt bieten und nach spätem Jahren noch ein liebliches Erinnerungsbild bleiben.

Wie wir bereits in der Nummer 24 Ihres geschätzten Blattes vorgefagt hatten, daß die Intelligenz von Karlburg dieser Vorstellung mit großer Spannung entgegenzue und große Mühseligkeit in der Stadt herrsche, um Alles zu thun, was zur Hebung dieser edlen Unternehmung beitragen könnte, — so war es auch in der That geschehen.

Nicht nur die Liebendürftigkeit unserer militärischen Dilettanten allein hatte diese Mühseligkeit, diese freundliche Erwartung im hiesigen Publicum hervorgefagt, sondern auch der Umstand elektrisirte unsere Intelligenz ganz besonders, daß nämlich eben für ein Unternehmen gespielt werden sollte, welches unter dem Protectorate des im ganzen Vaterlande hochgeschätzten

seit sechs Jahren mit der Ränflerin verheiratet. In Theaterkreisen erzählt man sich, daß Dreher sich immer gefürchtet habe, daß man ihn scheinobd begraben werde. In der letzten Zeit seiner Krankheit hat er Professor Fresay, ihn nicht begraben zu lassen, bevor ihm nicht das Herz durchstoßen worden ist. Nachdem der Todtenbeschauer den Tod constatirte, wurde denn auch dem Willen des Verbliebenen entsprechend der Stich in's Herz vollzogen.“

Vor einem Jahr hat ein Amerikaner die Aufforderung, ihm Mittheilungen über Scheintodt und Lebendigbegrabenwerden einzuliefern, veröffentlicht. Das Schriftstück lautet:

Oberst Edward P. Vollum i. P.,
Abtheilung für Medicin, Vereinigte Staaten-Armee.

Dresden, Sibonienstraße 25 (Deutschland), Januar 1894.

Viele bedeutende und kompetente Männer in Europa und Amerika sind der Ansicht, daß in Folge übergroßer Eile bei der Beerdigung und in Folge der ungenauen Beobachtungen der Anzeichen des Todes eine größere Anzahl von Personen lebendig begraben werden, als allgemein angenommen wird.

Ich beabsichtige nun, verlässliche Nachrichten über diesen wichtigen Gegenstand zu sammeln, um darnach sodann einen Plan zur Verhütung derartiger Vorfälle zu entwerfen.

In Folge dessen ersuche ich Sie, mir die nachstehenden Fragen so ausführlich als möglich zu beantworten oder aber an solche Personen weiter zu geben, von welchen Sie glauben, daß sie diesbezüglich Informationen geben könnten:

1. Bezüglich der Beerdigung: welches sind die Gesetze, Vorschriften und Gebräuche, welche in Ihrer Umgebung diesbezüglich in Verwendung stehen.
2. Ob es Todtenkammern gibt oder andere Plätze, wo die Todten unter Beobachtung bis zur Beerdigung aufbewahrt werden, wenn ja, bitte anzugeben, wie lange die Leichen dort aufbewahrt werden und welches die Anzeichen des Todes sind, nach welchen man sich richtet, bevor man die Beerdigung gestattet.

3. Führen Sie Fälle von Scheintodten an, wo der scheinbare Todte wieder zum Bewußtsein kam und dadurch einer vortheilhaften Beerdigung entging.

4. Geben Sie Bericht über Personen, welche lebendig begraben wurden mit den damit zusammenhängenden Umständen und führen Sie die Krankheit oder den Stand der Gesundheit an, wodurch der Scheintodt eintrat mit einem Berichte über persönliche constitutionelle Fehler oder Gebrechen, an welchen das unglückliche Opfer gelitten hat.

Zugewendet weitere Mittheilungen über diesen Gegenstand oder Vorschläge zur Verbesserung eines dem genannten Zwecke entsprechenden Planes wird mit Dank angenommen und bestätigt werden von Ihrem ergebenen

E. P. Vollum.

Mit Bezug hierauf machte der Kronstädter Stadtphysicus Dr. med. Josef Fabricius in Angelegenheit der in Ungarn geistlich bestehenden Leichenbeschau die Mittheilung:

Alle Vorschriften hierüber beziehen sich hauptsächlich auf die Organe, welche die Leichenbeschau durchzuführen haben und das amtliche Vorgehen bei diesem wichtigen Acte.

Es kommt in Ungarn vor, daß auch Nichtärzten, Laien, die Leichenbeschau anvertraut wird; es ist Bedingung, daß dieselben lesen und schreiben können und vom Kreisarzt eine Anweisung zu ihrer Aufgabe erlangen. Laut Ministerial-Erlass vom 16. December 1876, Zahl 56.699, ist eine populäre Anweisung zur Leichenbeschau unter dem Titel: „Hallotékémi (Leichenbeschau) szolgálat kézikönyve“ erschienen, welches Werkchen bei den Gebrüdern Vegrady in Budapest um den Preis von 80 kr. zu haben ist.

Vorrichtungen auf den Friedhöfen zur Verhütung der Beerdigung von Scheintodten bestehen eigentlich hier gar nicht, da die Einrichtungen unvollkommen sind und nicht gehandhabt werden.

Ein Fall der Beerdigung eines Scheintodten und Lebendigbegrabenen ist hier erwiesenermaßen nicht vorgekommen und ist bei der Einrichtung unserer Leichenbeschau auch nicht denkbar.

Original-Correspondenz.

Dr. F. Budapest, 11. Februar. Die heutige Unterhausung begann mit der erwünschten Mittheilung, daß unsere kürzlich ernannten Minister Ernst Daniel, Erdély, Lukacs und Perczel wiedergewählt, wobei entsprechend nicht veräußert worden, jeden der neugewählten Minister in eine der reichstägigen Sectionen einzuwerfen.

Hierauf folgte die Fortsetzung des Justiz-Budgets, dessen Discutirung Minister Erdély eröffnete und vor Allem überzeugend nachwies, daß sich die Decentralisation der königlichen Tafel, die billigere Rechtspflege, bereitwillig gegenwärtig als außerordentlich vortheilhaft und praktisch verwertbar gekennzeichnet. Es gelang gleichzeitig zutreffend jene Verleumdungen zurückzuweisen, als ob die Unabhängigkeit unseres Richterstandes als fraglich anzusehen und als ob unsere Rechtshverhältnisse auf seiner festen Basis beruhten. Diese beiden Behauptungen Polonyi's und Jfeke's reducirte Erdély's

commandirenden General's, Sr. Excellenz des Herrn Feldmarschall-Vicentants und Corpscommandanten Theodor von Galgocz, steht.

Dieser Umstand wurde überall herzlich begrüßt und Jedermann freute sich höchst, auch dort mitwirken zu dürfen, wo eine so allgemein verehrte Persönlichkeit an der Spitze steht.

Unter diesen Verhältnissen ist es leicht erklärlich, daß der große Saal des „Hotels Hungaria“ bereits um 1/3 Uhr Abends viel zu klein war, all' das Publicum zu fassen, was große Antheil genommen hätte und selbst das k. und k. Officierscorps unserer vorerwähnten Garnison mußte aus Galanterie einen ehrenvollen Rückzug antreten und sich theils in die oberen, theils in die äußeren Regionen des Saales, so gut es eben ging, stationiren. Auch unser hochverehrter Herr Festungscommandant Generalmajor von Kirchhammer postirte sich in rühmlichster Bescheidenheit bloß außen an der Corridorloggia, wo er die ganze Vorstellung stehenden Fußes mitansah.

Und all' Dies geschah nur aus der der Ritterlichkeit entsprechenden Ursache, damit die Damen alle Platz bekämen. Da war aber auch ein reicher Fior der schönsten Damen unserer Stadt; so Viele mögen wohl noch nie beisammen gesehen sein, es dürften etwa 200—250 gewesen sein, natürlich Eine schönere — und jünger, als die Andere und wenn Paris hier den Goldplatz der Schönsten hätte überreichen müssen, wäre er gewiß in ärgerer Verlegenheit gewesen, ja sicher in die schwärzeste Verzweiflung gerathen, — doch halt, genug über die schöne Damenwelt — wir skizziren sonst wohl gar von gewisser Seite diesbezüglich interviewt werden!

Mit einem Worte also sei es gesagt, der Saal, die Galerien, die Conditorei und der Corridor waren dicht besetzt, man konnte sich kaum rühren und tropfenweise hielt das ganze Publicum mit ungeheurer Aufmerksamkeit standhaft aus.

Eine hübsche Overture, vom Militär-Orchester vorgefagt, wurde vom Publicum lebhaft applaudirt, — dann ging der Vorhang auf, um uns das einactige Lustspiel von Karl Tannenhofer: „Sonnenaufgang“ sehen und hören zu lassen.

Wir setzen den Inhalt des Stückchens als bekannt voraus, da dasselbe auch anderwärts gerne gegeben wird und wollen daher nur im Allgemeinen sagen, was wir dem entzückten Publicum ablaschten, daß nämlich die Ausführung des netten, feinnigen Lustspiels eminent gelungen war.

Baron von Traumen (Herr Hauptmann Heyder) war der butterweich, zuckersüßeste Vater, der seine einzige Tochter anbetet und vor deren Launen den Nacken beugt. Seine Tochter Ottilie (Fräulein Alma Alt)

Enunciation auf den deutlich veranschaulichten Ausspunct. Wenn es nach dem ernstlichen Wunsche Erdély's realifirt werden könnte, dann würde ohne jeden Zweifel gleichzeitig mit dem neuen Gerecht die damit verbundene Proceßordnung in's Leben treten.

Hierauf erfolgten die Schlufreden im Rahmen des Justiz-Budgets und konnte somit endlich die Generaldebatte des genannten Referats geschlossen und die punctuelle Berathung in Angriff genommen werden.

Unter rebellige Polonyi ließ sich's nicht nehmen, als Zeichenmeister alles scheinbar Grauen in's möglichst Graue die Discution zu eröffnen, die sächlichen Ausgaden in's verlebendste Licht stellend, woran jedoch kaum ein Strahl von Wahrheit zu entdecken gewesen.

Alles war übrigens, was Polonyi verbrachte, so monoton, berart ermüden, daß alleseitig das Bedürfniß nach einer Pause von 5 Minuten durch den Unterhauspräsidenten genehmigt werden mußte.

Die Wiedereröffnung der Special-Debatte durch Mérey mit einer Jeremiade über unsere Curialrückstände, worüber selbst Erdély keine Einwendung und nur die Anbeutung machte, daß einzig und allein durch eine Vermehrung unseres Richterstandes dieser übermäßigen Anhäufung unübersehbarer Actenstücke vorgebeugt werden könnte, wodurch aber dem Budget eine unerschwingliche Belastung erwachsen müße.

Die weitere punctuelle fortgesetzte Berathung übergehend, in unserem Correspondenzrahmen vor Augen haltend, erkennt die Wahrscheinlichkeit begründet, daß auch das letzte Budget-Referat nämlich das der Finanzen schon überzogen beginnt und die immer so kritische Appropriations-Debatte längstens am nächsten Montag beginnen werde, wenn nur unsere obstructionsüchtige Opposition nicht abermals in ihr altes griechisches Leiden verfaßt und bei dieser Gelegenheit selbst die abschreckendsten Decane durch Halsstarrigkeit übertritt, indem sie eine Unblosigkeit der Appropriationsfrage auf ihr Lieblings-Arbeitsprogramm schreibt.

Local- und Tagesnachrichten.

Derrmannstadt, 14. Februar.

(Ihre Majestäten auf Cap Saint Martin.) Vom 12. d. wird aus Mentone berichtet: Sr. Majestät langte mittelst Sonderzug um 10 Uhr 50 Minuten hier an. Nachdem der Monarch die Kaiserin-Königin Elisabeth umarmt und geküßt und sich mit dem zur Aufwartung erschienenen Präfecten des Departements Alpes-Maritimes unterhalten hatte, fuhr er mit Ihrer Majestät in offenem Wagen in das Hotel Cap St. Martin. Das Wetter ist sehr mild und prachtvoll. Sr. Majestät schien durch die Fahrt durchaus nicht ermüdet. In der Bahnstation hatten sich sämtliche Departementsbehörden und eine enorme Menschenmenge eingefunden, welche Ihre Majestäten ehrfürchtvoll begrüßten. Der Monarch war von dem Empfangse sichtlich erfreut. Ihre Majestät war bereits um 10 Uhr 40 Minuten mit kleinerem Gefolge im Bahnhofe eingetroffen und hatte den Präfecten mit einer kurzen Ansprache beehrt. Es herrschte vollkommene Ordnung. Der Präsident der Republik, Felix Faure, richtete an Sr. Majestät Kaiser und König Franz Josef, nachdem er die Meldung von dessen Anknft auf königlichem Boden erhalten hatte, das nachfolgende Telegramm: „Ich lege Gewicht darauf, Em. Majestät bei Ihrer Anknft auf französischem Gebiete willkommen zu heißen mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß der neuerliche Aufenthalt Em. Majestät in Cap St. Martin sich angenehm gestalten werde. Ich lege Ihrer Majestät der Kaiserin die ehrfürchtvollste Hulbigung zu Füßen und bitte Em. Majestät, dem Ausdruck meiner Gefühl aufrichtiger Freundschaft Glauben zu schenken.“ Die Antwort Sr. Majestät auf dieses Telegramm ist aus den telegraphischen Meldungen unseres gestrigen Blattes bekannt. (D. Reb.)

(Ernennungen.) Seine k. und apostolisch k. Majestät gerubten allergnädigst über Vortrag des k. ungar. Justizministers den mit dem Titel und Charakter eines Obergerichts-Präsidenten beehrten Klausenburger k. Anwalt Aurel Lazar zum Obergerichts-Präsidenten bei der Klausenburger k. Obergerichtskammer, — den Kronstädter Viceanwalt Dr. Friedrich Jahn zum Richter beim Marosvásarhelyer Gerichtshofe, — den Zsápakier Bezirksgerichts-Unterrichter Eugen Szabo zum Viceanwalt bei der Dévaer k. Anwaltschaft zu ernennen.

Der k. ungar. Minister für Cultus und öffentlichen Unterricht hat die diplomirte Lehrerin Wilma Szabo zur ordentlichen Lehrerin an der Pestlener Staats-Elementarschule.

(Die Klausenburger Advocatenkammer) gibt bekannt, daß der Advocat Dr. Gaspar Neyhart, mit dem Siege in Klausenburg, in der Advocatenkammer aufgenommen wurde.

(Theater-Nachricht.) Das Volksstück „Die Leberzähligen“ von Richard Nordmann erzielt seit Wochen am Wiener Raimund-Theater eine Reihe ausverkaufter Häuser. Die gesammte Wiener Presse reultirt in spaltenlangen Berichten in der Anschauung, daß in dem glücklichen Autor ein würdiger Nachfolger Ludwig Angenrubers' entstanden. Diese Thatfache erregt umso größere Sensation, da unter dem Pseudonym Nordmann eine junge Dame zu suchen, und zwar die Gattin des am Raimund-Theater engagirten Schauspielers Langkammer. Diese hochinteressante dramatische

war ein satanell schlimmes Kind, dem man aber gerne Vieles, ja Alles verzeiht, weil es gar so hübsch, gar so feich ist. Der böse Uebermuth wird von der reizenden Anmuth verunfetzt und hell nur strahlte das Großböse, das Rechtslose in allen ihren Worten und hübenfest ausgeführten Geberden. Karl von Neubach (Herr Oberlieutenant Schömmeier) gab den gewiegten Philosophen, den ruhig und klar denkenden Mann, der sich streng an die Wahrheit hält und genug Kühnheit besitzt, diese auch — selbst einem hübschen Mädchen gegenüber zu behaupten. Anatol von Biberstein (Herr Cadet Kayda) hatte nur eine kleine Rolle, aber als Ottiliens Spielkamerad eine gewiß hübsche; der leichtfüßige, nur zu tollen Streichen aufgelegte Junge war ihm recht gut gelungen.

Valentin, der Diener (Herr Lieutenant Farisch), auch ein prächtiges, unbezahlbares und unentbehrliches Hausmöbel und im Spiele ausgezeichnet. Ottilie erzieht am Schluß ein großmächtigen Blumenstrauß und das Publicum brach in ein wahres Sturmsgebräue des Beifalls aus.

Hierauf folgte „Kinder-Menuette“ und Polka von Fiehrer-Strauß ausgeführt im Rocco-Costüm von den kleinen Fräulein Margarethe und Elise Rieger, Solan und Wanda Fröhlich und den zukünftigen Herren Franz Seg, Nicolaus und Josef Roska und Robert Philipp. Nach diesem führten Margarethe und Elise Rieger mit dem Chevalier Robert Philipp das nette Ballet Pizzicato aus „Sylvia“ von Leo Delibes auf. In beiden Theilen leisteten die jugendlichen Tänzer Vorzügliches und war das Publicum ganz begeistert und begehrte stürmisch die Wiederholung der Tänze.

Sehr wohl gelungen war der hierauf folgende einactige Schwanf von Kellner: „Ein Räubendragoner“. Frau Puntek (Frau Genie-Oberlieutenant Rieger), die allein zu Hause gelassene Hausfrau, gab, als ein unbekannter Dieb in ihre Küche eingedrungen war, in natürlicher Weise die zum Tode erschockene Frau, die aus Angst und Furcht dem Alles einschendenden Diebe gegenüber sogar galant wird, um nur ihr Leben zu retten. Sie öffnet ihm Kisten und Schränke — aber da soll es dem Herrn Dieb (Herr Hauptmann Lamberg) schlecht ergehen, denn im Küchenstübchen ist der Dragoner Adam Pomeisel, der Rübendragoner nämlich (Herr Hauptmann-Auditor Rodo) von der Küch hindurch verdeckt worden und tritt nun wie ein deus ex machina auf, die Scene verändert sich, denn der tapfere Rübendragoner macht den Dieb dingselb. — Aber noch einmal sollten wir ein arges Erschrecken mitmachen; als nämlich die Köchin Eva (Fräulein Marie Ranschen) heimkehrt und ihren Adam außer dem Rasten vor ihrer

